

Sport-Woche

Allgemeine Sportzeitung für Berg u. Mark

Erschließt in unseren Geschäftsstellen:
Eberfeld, Hermann-Öhring-Straße Nr. 50,
Barmen, Althoff-Straße 625/627 sowie in
unseren Filialen und bei den Straßenverkäufern.

Sonder-Ausgabe
General-Anzeigers der Stadt Wuppertal
Verlagsort: Wuppertal-Eberfeld. — Fernsprecher Sammel-Nummer 217 01.

Post-Bezugspreis - - - monatlich 40 Pfg.
einzelne Pfg. 1,33 Pfg. (Postzeitungsgebühr, ausgl. Bestellgeld)
Einzelnummer - - - - - 10 Pfg.
Anzeigenpreis - - - - - 22 mm breit 8 Pfg.
Nachschlüssel B, Preisliste Nr. 4

Nummer 14

Montag den 5. April 1937

Preis 10 Pfg.

Die Favoriten sind gut gerüstet

Endspiel-Auftakt ohne Ueberraschungen

Der Start zur deutschen Fußballmeisterschaft 1936/37 ist glücklich, der erste Kampftag der Vorrunden-Gruppenspiele vorüber. Und enttäuscht sind nur diejenigen, die sich auf mögliche Ueberraschungen geseht hatten, denn überall haben die Favoritenmannschaften leicht und glatt die erste Hürde genommen.

Dabei ist nicht zu leugnen, daß schon an diesem ersten Tage einiges „drin“ war. So gab es genügend Stimmen, die für den 1. FC Köln einen sehr schweren Gang in Mannheim gegen Waldhof erwarteten, manche auch, die den Knappen nicht ohne weiteres einen glatten Sieg über Werder Bremen zutrauten, der Berliner Hertha sollte es in Stolp gegen Viktoria nicht leicht werden, und nur den VfB Stuttgart hielt man allgemein zu Hause gegen Kassel ungefährdet. Nun, alles Rätselraten ist vorbei, die Ergebnisse zeigen klar und deutlich, was gespielt wurde und wie klar und eindeutig überall die „Gewinner“ gewonnen haben. Eine kleine Ausnahme mag der VfL Arminia bilden, denn der Sachsenmeister kam in Alsenstein gegen die Soldatenmannschaft nur zu einem Unentschieden.

Gruppe I.

Hindenburg Alsenstein — VfL Arminia 1:1 (1:1)
Hamburger SV — Reuthe 6:0 (2:0)

Gruppe II.

Schalke 04 — Werder Bremen 5:1 (2:1)
Viktoria Stolp — Hertha BSC 0:4 (0:2)

Gruppe III.

VfB Stuttgart — SpV Kassel 3:0 (1:0)
Vormatia Worms — Dessau 05 1:0 (0:0)

Gruppe IV.

SV Waldhof — 1. FC Köln 1:4 (0:3)

Es hat also den Anschein, als ob die bekannten Meistermannschaften in diesem Jahre aus-

besten gerüstet in den Kampf zögen und sich von vornherein darauf eingestellt hätten, jedes Spiel verfliegen zu lassen, wie immer auch der Gegner heißen möge.

Der 4:1-Sieg der Münchener auf dem heißen Mannheimer Boden fällt besonders ins Auge, aber auch das 4:0 für Hertha BSC in Stolp verdient alle Beachtung.

Was nun auch der erste Kampftag ohne sonderliche Aufregungen vorbeigezogen sein, so ist damit längst nicht gesagt, daß es so bleiben wird, und niemand kann sagen, was sich noch alles ereignen und wie bald schon ein großes Kopfstütteln über völlig unerwartete Ergebnisse anheben wird. Da braucht man sich ja nur einmal die Paarungen für den nächsten Spieltag, 11. April, anzusehen, und schon entdeckt man wieder allerhand „Runder“, der leicht zur Flamme der Sensation aufblitzen könnte.

Die Meisterschaft läuft — und wo ihr sie packt, da ist sie interessant —, so könnte man in Abwandlung eines berühmten Satzes sagen — der Film reißt vorerst nicht mehr ab und wir alle sitzen ja wie vor der flimmernden Leinwand

und verfolgen voller Spannung, was sich ereignen wird.

Hartha „halb und halb“

1:1 (1:1) in Alsenstein

SV Alsenstein, 4. April. (Drahtb.) Der Sachsenmeister hat bei seinem Start in der „Deutschen“ nicht den großen Erwartungen entsprochen. Die Mannschaft spielte gegen Hindenburg Alsenstein technisch ansprechend, aber es fehlte doch die große Wille, die den Dresdener SC und auch die Polizei Chemnitz in den Vorjahren auszeichnete. Das Fehlen von Hähnel hat dem Sturm viel von seiner Durchschlagskraft genommen. Auch Alsenstein mußte seinen besten Stürmer, den Halbrechtsen Goede, ersetzen. Die Mannschaft spielte mit großem Einsatz und schaffte auch den Führungstreffer durch den Rechtsaußen Lühmann. Hartha holte aber noch vor der Pause durch den Linksaußen Kapitän auf. Die Mannschaft hatte später leichte Vorzeichen, verlor es aber nicht, sich auf das taktisch

geschickte Deckungsspiel der Soldaten einstellen.

HSV. nach Gefallen

6:0 (2:0) gegen Reuthe 09

SV Hamburg, 4. April. (Drahtb.) 16.000 Zuschauer sahen einen klaren 6:0-Sieg des Hamburger SV., der seinen Mittelstürmer Hoffmann erleben mußte, aber auch so durchweg überlegen und erfolgreich spielte. Die Schiefer waren wohl recht eifrig, aber ihr ausgezeichneter Verteidiger Jellula zog sich eine Verletzung zu, verlor sich im Angriff und schied nach der Pause ganz aus. So scheiterte auch der Versuch, die Niederlage in einigermaßen erträglichen Grenzen zu halten. Erst in der 20. Minute fiel ein Tor für den HSV., dem Roß durch einen Kopfball bis zur Pause einen weiteren Treffer anhielt. Vier Minuten nach der Pause hieß es 3:0 und sofort 4:0, als der schiefische Torwart zwei schwere Fehler machte. In der letzten Viertelstunde gab es noch klar überlegenem Spiel die weiteren Treffer.

Alter und neuer Trumpf: Schalke!

Eine Stunde lang wehrte sich Werder Bremen, dann war es aus ...

SV Gelsenkirchen, 4. April.

Rund um das Spielfeld der Glückauf-Sporthalle ein gewaltiger Wall von Menschen. Leibern, man streitet sich um halbwegs genaue Zahlen: 40.000 — 30.000 — 35.000 Zuschauer — aber so wichtig ist das ja gar nicht, an der Tat-

sache eines Bombenbegriffs gibt es ohnehin keinen Zweifel. Und wenn die Kampfbahn wirklich 50.000 Menschen fassen kann, dann müssen es dieses Mal schon rund 40.000 gewesen sein, denn man konnte trotz genauer Hinsehung kaum die Lücken entdecken, in die man noch

zehntausend oder mehr Leute hätte hineinstopfen wollen.

In grünen Blusen und weißen Hosen kommen die Mannen aus Bremen, ganz in Blau wie üblich die Knappen.

Wie gewohnt, herrscht übles Wetter, man kann von Glück sagen, daß es nicht wieder regnet, sondern nur nach Regen ausbleibt, dunkel und neblig hängt dieser erste Aprilsonntag über Stadion und Stadt. Daß der Boden feucht ist, sieht man bald an den großen schwarzen und braunen Schmutzpfaden, wenn die Spieler fallen — und es fallen ihrer viele und sie fallen oft und leicht.

Bremen stellt eine starke Kolonne von Schlachtern auf, das merkt man schon nach den ersten Spielzügen, denn der Stimmengewirr kann sich sehen lassen. Hat man sich wirklich in der Rolandstadt eine Chance ausgerechnet, Schalke auf eigenem Platz zu schlagen? Fast scheint es so.

Werder Bremen kommt mit einer gut trainierten, schnellen und kampflustigen Mannschaft nach Westfalen und diese Elf spielt so, wie es nötig ist, um den Königsblauen bezufommen, nämlich mit großem Tempo, mit Wucht, mit verstärkter Deckung und weiten Vorlagen an die drei Stürmer. Die Bremer spielen das System, mit dem es der VfB Leipzig fertigbrachte, die Knappen zu besiegen. Wenn sie damit nicht zum Ziele kommen, dann deshalb, weil sie es nicht so beherrschen, wie die Sachsen und deshalb, weil Schalke einen weit besseren Fußball spielt als damals in Berlin.

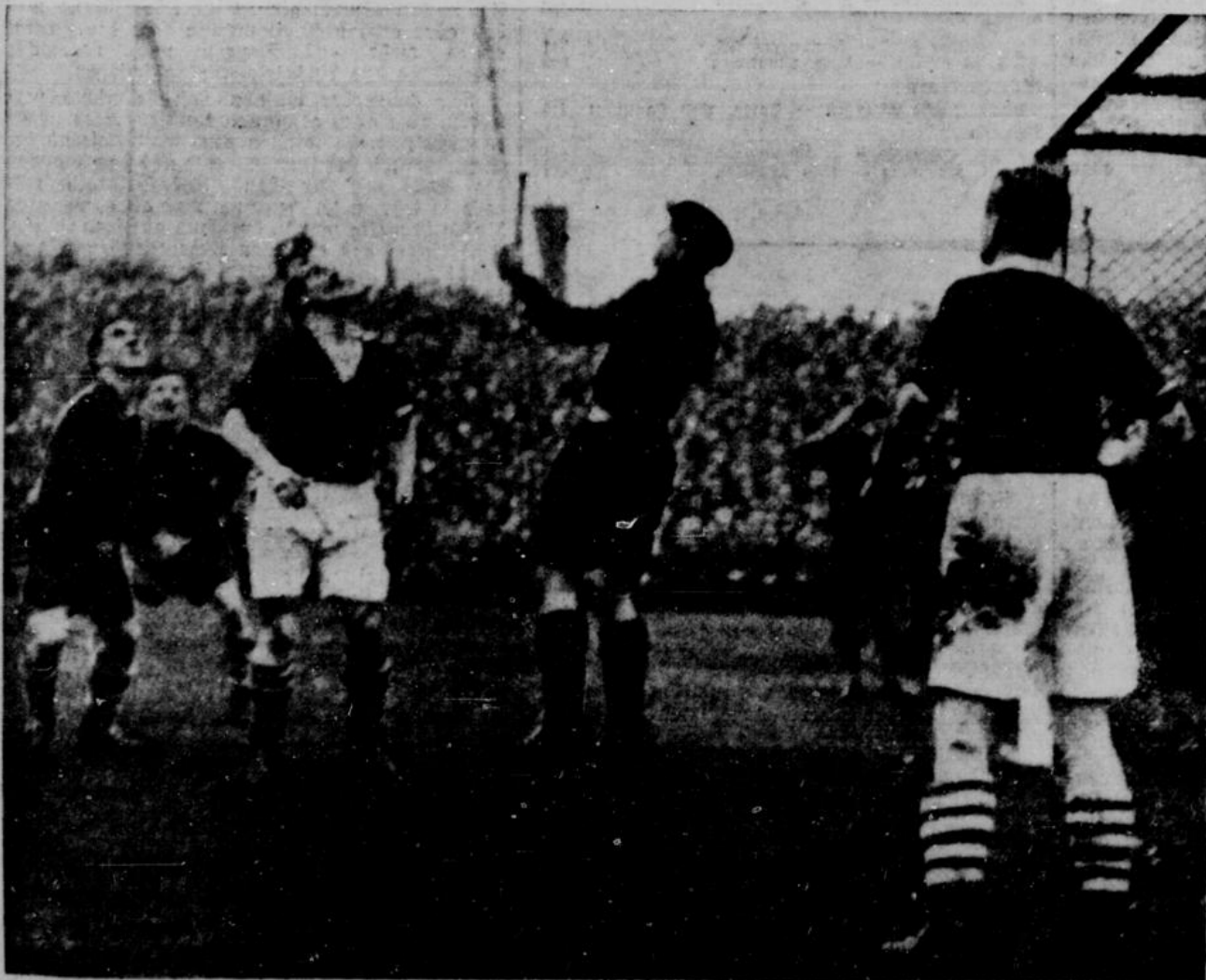
Nach zwei Minuten 1:0.

Man kann sich leicht ausmalen, wie sich die Leute von der Waterkant den Verlauf des Spiels gebildet, wie sie ihn wenigstens erhofft hatten, man sieht das schon an ihrer Staffung. Vor allem hat verteidigen gegen diesen Bombensturm, niemals den gefährlichen Ziepen freilassen und auch die andern Ballspieler wie Urban und Kuzorra, Börgen und Kallweit! ahnfest genau abdecken. Und dann das Heil darin suchen, mit weiten Schlägen vor's Gegentor zu kommen und die Stürmer mit Hindeselle hinterherzujagen, den guten Linksaußen Heidemann, den schußkräftigen Mittelstürmer Wittenbecker, den schnellen Rechtsaußen Jostewitz. So soll der eigene Kasten sauber gehalten werden und vielleicht kann man so gar selbst einen Vorsprung erzielen? Raum gedacht, ward dem Traum ein Ende ge-

Eine „Kerze“ vor dem Bremer Tor

Das Schlußdreieck von Werder Bremen und zwei Schalke Stürmer (ganz links) in Erwartung des Balles

Bild: Smolarzyk



Das Geheimnis der Insel Lundy

Am der Südwestküste von England liegt ein Felsenland, fünf Kilometer lang, 500 Meter breit, mitten in die Einfahrt des Bristol-Kanals eingelagert. Es ist die Lundy-Insel, die schon unzähligen Schiffen zum Verhängnis geworden ist. Auf vielen Blättern der Geschichte Englands taucht der Name dieses kleinen Eilands auf. Es wurde von den Türken erobert, von den Spaniern, von den Franzosen; vor allem aber war es im 17. Jahrhundert ein berühmtes Piratenrevier. Einer dieser Seeräuber eroberte die Insel mit einer Flotte, die sich fast dem tropischen Meer ebenbürtig an die Seite stellt. Die christliche Matrosen nahen die Piraten in zwei Schuppen der Küste, während ihre Brigg sich in einiger Entfernung vor Anker wiegte. Mit sich führten die Seeräuber einen großen Sarg: „Unser Kapitän!“ sagten sie mit Tränen. „Nicht ihn und in einem Winkel geweihter Erde begraben.“ Die Einwohner erklärten sich freundlich bereit, den frommen Wunsch ihrer Gäste zu erfüllen. Aber mitten im Dorf öffnete die Sarg und holten ihre darin verheilten Wunden hervor, mit deren Hilfe sie die Insel leicht eroberten.

Die seltsamsten Gerüchte, Legenden und Aberglauben kreisen um diesen Ort. Wenn man den Bewohnern glauben schenken will, so ruhen in den vom Meer gebildeten Grotten sagenhafte Schätze. In einer fand man vor ein paar Jahren einen Steinara. Man öffnete ihn und entdeckte darin das Skelett eines Riesen von zwei Meter Länge und die Knochen einer Frau. Aber welches Geheimnis verbergen diese Überreste? Vielleicht waren es Opfer von Dämonen? Dieser Mann erwarb im Jahre 1748 von der englischen Regierung durch einen Vertrag das Recht, Sträflinge nach Virginia zu transportieren. Aber keine menschliche Frucht kam jemals über die Lundy-Inseln hinaus, wo er sie als Sklaven hielt.

Es gibt auf der Insel eine Grotte, deren Eingang von zwei Skeletten bewacht ist. Um in sie eindringen zu können, muß man den höchsten Gipfel der Insel abwärts und sich dann in einer flachen Barke längs der glitschigen Klippenwände hineinschleichen lassen bis zu einer Felsenkammer, die einmal durch irgendeinen Bergsturz entstanden ist. Durch einen natürlichen Spalt gelang man beim Schein einer Fackel eine ungeheure Höhle erblickt und mitten darin einen grünen Gegenstand, einen Bronzefleisch, der, wie die Leute behaupten, den ganzen Schatz der Karibianer Robert Kutt enthält, eines berühmten Piratenführers des 17. Jahrhunderts, der mit Mann und Maus mit seinem Schiff „Black Mary“ an der Küste von Wales unterging. Aber niemand hat es noch gewagt, sich in diesem Schatz zu vergreifen. Es heißt, daß ein Hund auf ihm liegt, und die ganze Höhle einströmen und den Vermögenden unter sich begraben würde, der es wagen sollte, hier einzudringen und den beiden Skeletten ihren Besitz zu entreißen.

Neu waren zwei Leuchttürme mit ihrem Blitzlichter die Schiffe vor den gefährlichen Klippen. Dennoch scheitern in den wilden Stürmen immer wieder neue Fahrzeuge. Am Fuß der Insel, in einer Tiefe von ungefähr 200 Meter, ist, so sagt man, ein wahrer Schiffsfriedhof. Die Trümmer altem Schiffs und neuerer Dampfschiffe ruhen hier friedlich nebeneinander. Unzählige Knochen liegen auf den Klippen und finden reichlich Futter. Es ist vielleicht kein Wunder, daß die Bewohner dieses Felsenlandes von seltsamen Gerüchten besessen werden. Einst gehörte die Insel einem gewissen Hermann, der sich als großer Diktator seines Miniaturreiches fühlte und so weit ging, seine eigenen Untertanen zu lassen. Die englischen Behörden ermahnten ihn zu etwas mehr Bescheidenheit, und damit war die Angelegenheit erledigt.

Von heißt es, daß man daran gehen will, mit Tauchern die Küste abzusuchen und etwa vorhandene Schätze bergen zu lassen. Vielleicht werden seltsame Kunde dabei ans Tageslicht kommen, vielleicht aber wird die Welt auch einfach wieder um ein Stückchen romantischer armer werden.

Altknechten wird das Genick gebrochen

In den letzten Jahren mehren sich in England die Fälle, in denen das englische Publikum auf vollkommen wertlose Aktienangebote aus dem



Von Vessulatte in Kapland führt eine Straße mitten in den Urwald hinein, eine schöne, breite Landstraße, wie sie von Engländern überall in Südafrika angelegt werden. Aber dann ist diese Straße mit einem Male zu Ende, mitten im Urwald. Dieser Endpunkt liegt einige hundert Kilometer nordwärts von Vessulatte, einer kleinen Burenstadt, die sich seit dem Bestehen der Autostraße schnell entwickelt und fraglos eine große Zukunft vor sich hat.

Hier, wo die Straße zu Ende ist, befindet sich das Lager der Straßenarbeiter, die sich mühsam, Meter um Meter, durch den Urwald hindurchkämpfen müssen, um die Straße bis zu ihrem Bestimmungsort vorzutragen. Die Arbeiter sind durchweg Schwarze; die wenigen Weißen, die hier zum Teil als Ingenieure und Bauarbeiter beschäftigt sind, haben mit den schwarzen Arbeitern ihre liebe Not: ihr Aberglaube ist so stark, daß er die Arbeit oft empfindlich beeinflusst.

Das Lager der Straßenarbeiter ähnelt einem Dorf aus der Pfahlzeit. Man hat das Pfahlhaussystem wählen müssen, weil der zum Teil unfruchtbare Boden eine andere Bauart nicht zugelassen hätte, und die Säulen der Arbeiter und der weißen Ingenieure müssen immerhin für die Dauer einiger Monate ihren Zweck erfüllen. Denn so lange dauert es bestimmt, bis die Arbeit so weit vorgeschritten ist, daß man an eine Verlegung des Lagers denken kann.

Vielfache Hindernisse stellen sich in den Weg. Die Urwaldriesen wollen nur schwer und langsam weichen. Wenn dann die Arbeit einmal aus diesem oder jenem Grunde trotz aller Anstrengungen nicht vorwärtsgenommen wird, murren die Schwarzen sofort etwas von „moa — moa“, dem bösen Herrn, der sich das Eindringen in den Urwald nicht gefallen lassen will.

Einmal begegnet der Ingenieur mitten im Walde einem riesigen Gorilla. Er ist ganz allein — eine Furcht ist nicht mehr möglich. Es bleibt, geht es dem Ingenieur in Sekundenbruchteilen durch den Kopf, nur die Flucht zum Gewehr. Aber der Gorilla steht sich in einiger Entfernung nieder und betrachtet neugierig das einsame Wesen. Dann rupft der Dämon ein paar Hände voll Grasblumen aus, steht

Ausgang bereinigt, in einem erschreckenden Maß. Es handelt sich dabei meistens um Aktien irgendwelcher phantastischer Bergbau- oder Eisenbahngesellschaften, die entweder längst zusammengebrochen oder gleich von Anfang an als Schwindelgründungen aufzusehen waren. Die britische Postverwaltung will nun diesem Unfug energetisch steuern. Obwohl damit teilweise das Postgeheimnis durchbrochen wird, sollen im Zukunft sämtliche Sendungen, die von außen den Postdienst erreichen, das sie Schwindelaktien enthalten, geöffnet werden und im Falle einer Verurteilung an den Absender zurückgeschickt werden.



Nach sind Maul und trost davon. Das Objekt schien ihn nicht zu interessieren. Als der Ingenieur später im Lager von diesem Erlebnis berichtet, führen die Schwarzen selbstverständlich sofort wieder: Der böse Herr des Waldes habe die Weißen murren wollen — wer weiß, was nun noch alles kommt.

Eines Tages entsteht große Aufregung im Lager. Ein weißer Farmer galoppiert auf völlig abgeregtem Pferde heran, drei schwarze Diener folgen ihm. Der Farmer erzählt ein aufregendes Erlebnis: eine große Elefantenherde hat seine Maisfelder überfallen und alles zertrampelt. Die Arbeit vieler Monate, so mancher Jahre wurde vernichtet. In seiner Verzweiflung, um wenigstens noch das letzte zu retten, hatte er ein Gewehr ergriffen und auf die Elefantenherde geschossen. Da er Explosivgeschosse verwendet, gelang es ihm tatsächlich, drei Elefanten abzuschießen. Der Rest flüchte und trabe dann zusehends davon.

Der Farmer glaubte schon, das Ärgste abgewendet zu haben. Aber seine Schwarzen warnen ihn: die Elefanten würden bestimmt wiederkommen, um den Tod ihrer drei Brüder zu rächen. Vorsichtshalber sicherte der Farmer das Farmgebäude durch eine große Anzahl Selbstschüsse. Das war das dümmste, was er tun konnte; durch Selbstschüsse werden die Elefanten



nur gereizt. Das einzig wirksame Gegenmittel wären Fallstricken gewesen. Aber er war noch nicht so erfahren im Jagen, um das zu wissen. Schon in der zweiten Nacht darauf erfolgte der Angriff der Elefantenherde. Mit knapper Not konnte der Farmer sein Leben retten, indem er sich auf ein Pferd warf und in einem wahnwitzigen Ritt vor den wütenden Elefanten flüchtete. Das Farmgebäude wurde reitlos zerstört.

Nun war der Farmer hier gelandet, nach einem tagelangen Ritt völlig verheert und am Ende seiner Kräfte. Als die Schwarzen das hörten, wollten sie sofort ihre Sachen packen. Die Elefanten würden bestimmt den Spuren des Farmers folgen, verheerten sie ein über das andere Mal. Nur sehr schwer waren sie an ihre Arbeit zu bringen.

Der Ingenieur suchte die Schultern; da kann man eben nichts machen, sollte dieses Schicksal sein. Wenig später fuhr er mit einigen anderen Ingenieuren in den Wald hinein, um dort einige Vermessungen vorzunehmen. Der Weg war erst provisorisch hergestellt worden, und der Wagen holperte schlecht und recht vorwärts.

Nach etwa zweistündiger Fahrt gelangten sie auf eine Lichtung, die das Ziel der heutigen Fahrt bildete. Während sie noch mit Vermessungsarbeiten beschäftigt waren, ertönte plötzlich ein immer näher kommendes gewitterähnliches Donnern.

„Elefanten!“ rief plötzlich ein Ingenieur, der die rasende Herde aus dem dichten Walde hervorstechen sah. Im Nu stürzte alles zum Boden zurück.

Der Anführer rief: Wird der Motor rechtzeitig anbringen? Da — endlich klappt die Verbindung — erster Gang, der Wagen ruckt an, die Elefanten kommen bedrohlich näher, zweiter Gang, das Auto springt vorwärts, schaukelnd bedenklich auf dem landigen Wege hin und her.

Aber jetzt dritter Gang 70, 80, dann 90 Stundenkilometer — mitten im Urwald, auf einem Wege, der eigentlich noch gar kein Weg ist, der erst einer werden soll. Es wird eine Betrübnis auf Leben und Tod. Die Elefantenherde häuft sich hinterher. Die Stimmen aus der Umwelt tönen ihr rasendes Trompeten. Wenn jetzt eine Panne eintritt, wenn nur eine Kerze ausbleibt...

Doch es tritt keine Panne ein. Der Wagen hält durch. Die Elefantenherde flücht zurück. Aber noch immer getrauen sich die Männer im Wagen nicht, das Tempo zu mäßigen. Es ist eine halbbrecherische Fahrt. Sie gelingt.

Endlich erreichen sie das Lager. Aber das Lager ist leer. Die Schwarzen haben es geräumt — aus Furcht vor dem bösen Herrn des Waldes, der keine Elefantenherden ausgelassen hat, um die Weißen zu vernichten.

Es bleibt nichts anderes übrig, als den Rückweg nach Vessulatte anzutreten. Als sie endlich nach drei Wochen mit neuen Arbeitern an ihre alte Lagerstätte zurückkehren, müssen sie feststellen, daß inzwischen die Elefanten da gewesen sind. Sie haben keinen Wahl aus dem anderen gelassen. Sie haben ihr zerstörungswerk so gründlich getan, daß die ganze Arbeit von vorn beginnen muß.

Schon murmeln die Schwarzen wieder von moa — moa, dem bösen Herrn des Waldes.

Lang des Schreckens

Das Abende-Variété in Tampico (Mexiko) ist der Schauplatz einer schauerlichen Tragödie. Während einer Neuauflage der Vorstellung ist der amerikanische Komiker Tex Hardy tot worden. Die Vorstellung konnte, ohne daß der Zuschauer das Publikum bemerkt wurde, zu Ende geführt werden.

„Schön“, sagt der Manager, „ich habe Ihnen auf Ihren ausdrücklichen Wunsch eine großartige Tournee zusammengestellt. Volle zwölf Monate hindurch werden Sie ständig im Engagement sein, Tex Hardy. Sie werden viel Geld verdienen. Aber Sie werden schwer, sehr schwer arbeiten müssen.“

Tex Hardy nickt ab. „Natürlich werde ich arbeiten müssen. Das ist doch selbstverständlich.“

Der alte, erfahrene Manager macht eine Gebärde des Zweifels.

Sie haben überraschend schnell Karriere gemacht, Herr Hardy. Vor zwei Jahren kannte Sie noch kein Mensch, und heute sind Sie eine der bestbezahlten Nummern des Variétés. Vor zwei Jahren waren Sie häufig länger als ein halbes Jahr ohne Engagement, aber seitdem Ihr Name bekannt geworden ist, können Sie sich keine Ruhe mehr, teilen von einem Engagement ins andere. Ich glaube, Sie unterlassen manchmal den unangebrachten Kraftverbraucht, den die Arbeit am Variété zur Folge hat.

Tex Hardy wird ungeduldig.

„Das weiß ich alles“, lautet er, „aber ich weiß auch, wie man beliebt das Publikum ist. Heute habe ich einen Namen, heute erteile ich hohe und höchste Löhne. Vielleicht verliert in abendlichen zwei Jahren schon kein Mensch mehr von mir. Nein, nein — ich muß meine Zeit ausnützen, ehe es zu spät ist. Geben Sie die Verträge her.“

„Amerikanisches Variété — das ist etwas anderes als das, was man drüben im alten Europa, darunter versteht. Die großen Städte des amerikanischen Kontinents haben alle

ihre eigenen Kleinvarietés mit einem Fassungsraum für 2000 und noch mehr Menschen. Das amerikanische Publikum liebt das Variété. Die Häuser sind durchweg gut besucht und können daher sehr ankündigende Wagen zahlen.“

Aber um Konkurrenzfähigkeit zu bleiben, muß ein Artist in Amerika mehr als anderswo gewaltigsten Höchstleistungen aus sich herauspressen, ohne Rücksicht darauf, ob er diesem ständigen Ausbrennen auf die Dauer gewachsen ist. Und dann: jedes amerikanische Variété gibt täglich drei Vorstellungen! Drei Vorstellungen, und dazu die immer wieder notwendigen Proben, die Reisen über den riesigen Kontinent hinweg — das amerikanische Variété ist ein Nervenzücker.

Tex Hardy war vor zwei Jahren noch eine unbekannte Nummer. Er trat als Tänzer im Rahmen einer kleinen Ballettruppe auf, als er eines Vormittags auf der Probe verletzungsbedingt ins Krankenhaus kam. Er erlangte, höchst unfreiwillig, einige groteske Bewegungen machte, die bei den anderen, zufällig anwesenden Artisten großes Gelächter hervorriefen. Da wurde er nachdenklich. Er dachte, die grotesken Bewegungen noch einmal nachzuahmen, studierte andere Tricks ein, und eines Tages machte er sich „selbständig“: eine neue Groteskektion. Nummer war geboren worden.

Er hatte einen durchschlagenden Erfolg. Tex Hardy war bald eine bekannte Nummer am amerikanischen Variété. Er nutzte die pöbelliche Anziehung seines Namens aus, indem er sich keine Ruhe gönnte. Ein Engagement folgte das andere, er schloß auf Monate im voraus seine Verträge ab, täglich drei Vorstellungen, Proben, neue Tänze, neue Tricks.

Vorher er auf die neue Monats-Tournee ging, die ihm der Manager auf seinen Wunsch zusammengestellt hatte, ereignete sich ein sonderbarer Zwischenfall.

Tex Hardy trat in Chicago auf. Es war am vorletzten Tage seines Engagements. Gleich

nach seinem Auftritt war er, wie immer, in seine Garderobe gegangen. Als die Vorstellung schon längst zu Ende war, fiel dem Inspektanten auf, daß in der Garderobe von Tex Hardy noch immer das Licht brannte. Er glaubte erst, das Hardy vergessen hätte, das Licht anzuschalten. Aber als er die Garderobe betrat, sah er zu seinem Erstaunen den Kritiker vor dem großen Spiegel sitzen. Er hatte noch immer das Bühnenkostüm an und starrte mit glasigen Augen sein Spiegelbild an.

Der Inspektant glaubte erst, daß Tex Hardy vielleicht betrunken sei. Er rief ihn an. Da suchte der Artist zusammen und begann, sich automatisch umzusetzen. Er sprach dabei kein Wort. Dann verließ er das Theater, wobei dem Inspektanten sein eigenartiges, schleppendes Gehen auffiel. Der Inspektant verständigte in aller Eile den Manager des Theaters, der daraufhin in einer Autodrosche zu der Pension fuhr, die Tex Hardy benutzte.

Tex Hardy war noch nicht zu Hause. Er kam die ganze Nacht über nicht. Er blieb verschunden.

Der Manager verständigte am frühen Morgen die Polizei. Einer Streife fiel schließlich ein Mann auf, der wie ein Schlafwandler durch die Straßen spaziert ging. Es war Tex Hardy.

Er wurde nach Hause gebracht, wo er alsbald in tiefen Schlaf sank. Der Manager ließ ihn erst eine halbe Stunde vor Beginn der ersten Vorstellung wecken. Tex Hardy machte einen völlig verärgerten Eindruck. Er konnte sich auf die Vorformitäten dieser Nacht nicht im geringsten besinnen.

Seit diesem Vorfall begleitete der Manager seinen Schützling in jedes Engagement. Er stand während der Vorstellung hinter der Bühne und beobachtete den Tänzer während seiner Vorführung. Er hielt sich in seiner Garderobe auf, bis er sich wieder umgezogen hatte, und begleitete ihn dann nach Hause. Der Manager war in händiger Sorge, daß eines Tages die Nerven Tex Hardys endgültig verfallen würden.

Bis es jetzt in Tampico geschah.

Es war in der dritten Vorstellung. Tex Hardy war den ganzen Tag über in ständiger Nervosität gewesen. Er hatte unangenehmhängendes Zeug vor sich hingeredet, und der Manager hatte nunmehr ernstlich beschlossen, die Tournee abzubrechen und dem Artisten, mochte er sich auch noch so sehr dagegen sträuben, einen mehrwöchigen Erholungsurlaub zu verordnen.

Nun kam der letzte Tanz, dessen Ausführung ein unerhörtes ickmüßiger Wirbelstanz war. Schon spielte die Musik immer schneller und schneller, schon wirbelte auch Tex Hardy immer rascher und rascher über die Bühne. Schon begannen einige Leute aus dem Publikum zu applaudieren. Immer häufiger wurde der Tanz, immer toller der Wirbel — und jetzt, jetzt mußte der plötzlich abrupte Schluss kommen, der jeden Abend die Besucher zu Begeisterungstürmen fortriß.

Aber Tex Hardy tanzte weiter, immer weiter. Bergamottel dirigierte der Kapellmeister immer noch einmal denselben Teil. Tex Hardy fand keinen Schluss. Er tanzte und tanzte und tanzte.

„Vorhang!“ brüllte der Manager hinter der Bühne, der erkannt hatte, was hier geschehen war. Mit einem Witzschlag endete das Orchester, der Vorhang fiel herab, das Publikum applaudierte, erst etwas zaghaft, weil es auf diesen Schluss nicht vorbereitet war, dann aber lebhafter.

Aber kein Tex Hardy erschien vor dem Vorhang, um sich zu bedanken. Schon intonierte das Orchester die Musik für die nächste Nummer. Der Vorhang ging auf, die Vorstellung ging weiter. Hinter den Kulissen spielte sich inzwischen ein furchtbarer Kampf ab. Tex Hardy war vollständig geworden und wehrte sich wild und verzweifelt gegen die Bemühungen von sechs starken Bühnenarbeitern, seiner habhaft zu werden. Bis der Arzt erschien und die Wärter, die die Zwangsjacke mitbrachten.

Während das Orchester den Schlussmarsch spielte und das Publikum sich an die Garderoben drängte, fuhr vor dem Bühneneingang der verärgerte Wagen vor, der Tex Hardy in die Irrenanstalt brachte.